

Nr. 57. Bromberg, den 19. April 1925.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(16. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Im August, die Ernte stand vor der Tür, müßte sich der junge Deichgräfe nach Jahren wieder einmal entschließen, nach Bremen zu fahren. Erst wollte er zu Pferde hinüber, dann sagte er sich, daß die Pferde im Sommer daheim nötig seien, und segelte mit Jan Reimers Schoner.

Dabei lernte er Neues kennen, sah die See draußen um den Bug des Schiffes schäumen, die er bisher nur hart am Lande kannte, sah die mächtige Weser und ihre stolzen Schiffe, die Dreimaster und die Galionen, und dazwischen die schlanken Schoner, und die dicken Kuffs und die flinken kleinen Segelboote, und dazu ließ er sich von dem Schiffer berichten über alles, was sie sahen.

Jan Reimers log wie gedruckt, er war dafür bekannt an der ganzen Küste; immerhin erfuhr Lützelberger doch noch viel, was er bei sich herumtrug und erwog.

In Bremen ging er zu den Herren vom Rat und redete von dem, was ihm am Herzen lag. Von neuen Befestigungen, und wie auch die Sicherheit der bremischen Küste und die Einfahrt in den Strom nur gewinnen könne, wenn man darangehe, das versunkene Land wieder zu festigen und zu heben.

Er fand so verdutzte Gesichter, als wenn man ihn für einen hielt, der aus dem Tollhaus entsprungen war.

Einige lachten, andre wurden grob und sagten, sie hätten nicht Zeit, sich mit solcherart Dummheiten zu befassen, die dritten schickten ihn unter allerlei höflichen Reden fort, — kaum daß er bei einem oder dem andern etwas wie ein kurzes Aufmerken spürte.

Das quälte ihn nicht, er hatte es nicht anders erwartet. Was er wollte, das mußte den Menschen wohl zu neu sein, und seine Rede war wie ein Samenkorn, das eingesenkt wird und vielleicht lange liegen muß, bis es keimt und Frucht trägt.

Aber er war noch ein junger Mann, kaum fünfunddreißig Jahre alt, er konnte noch dreißig Jahre schaffen, noch vierzig vielleicht, — da mochte viel geschehen.

Mit sicheren Schritten ging er zu Herrn Wullenbargs stolzem Hause, denn er hatte eine große Rechnung mit dem Kaufherrn, der sein irdisches Gut verwaltete, soweit es nicht draußen im Hof steckte.

Wullenbarg kaufte im Frühjahr die mageren Kälber, die hinausgetrieben wurden nach Butensiel, er sandte im Herbst die Händler, die sie wiederholten, er ließ sich von ihnen verrechnen, was ihm selber zustand und was der Thedingsbauer wieder bei solcher Weide des Viehs gewonnen hatte, — und wenn sich mancher blanker Gulden gesammelt, wußte er mit dem Geld zu handeln und es zu mehren.

Er war ein Mann, der seinen Vorteil zu wahren wußte, aber er war auch ein Mann, der denen, die sich ihm anvertrauten, ein sicherer Verwalter war, und die Bauern, die mit ihm zu tun hatten, sagten: „Er gönnt uns nicht allzu viele Groschen. Aber die Groschen, die er uns gönnt, die sind vollwertig."

Der Bremer Kaufherrenstand hielt auf seine Ehre und einen guten Namen.

So hatte sich Lützelberger damit begnügt, die Abrechnungen zu prüfen und gutzuheißen. Nur in diesem Sommer war es ihm bunt geworden.

Der neue Deich mit seinen Lasten hatte mehr verschlungen, als er geahnt. Zwei Pferde waren im Frühjahr gefallen an einer Seuche, die durch das ganze Land ging. Sie sagten, die käme von all dem fremden Kriegsvolk, das herumstriche und allerlei Pestilenz mit sich trüge.

Dann hatte er im vergangenen Jahr das Dach des Hauses neu gerichtet, ihm schienen die Giebelbalken nicht stark genug für einen schweren Sturm. Jetzt mußte er einmal Atem schöpfen und sich besinnen.

Herr Wullenbarg hatte ihn zum Abendmahl erwartet.

In dem großen Speisezimmer war ein Tisch gedeckt, daß der Marschbauer betroffen auf der Schwelle stehenblieb.

Nie war er in einem so reichen Hause gewesen.

Wie das alles blinkte und blitzte im Licht von zwölf Wachskerzen, die in silbernen Leuchtern steckten!

Ein schneeweißes Laken war über den mächtigen Eichentisch gebreitet; Schüsseln, die aussahen, als seien sie aus Silber, standen darauf, Blumen waren in Gläsern aus rubinrotem Glase — sie füllten das ganze Gemach mit ihrem Duft —, hohe Stühle standen je einer oben und einer rechts und links an dem Tisch — also war nur für ihn gerichtet, den Hausherrn und die Tochter.

Denn die reizende Thilde Wullenbarg war immer noch ohne einen Eheherrn, und Jan Reimers lachte, wenn Almut nach ihr fragte: „Die Bremer Herren sind nicht sehr für das Schmäuchen eingenommen, sonst könnt's nicht schaden, sie machten ein Exempel und zündeten dem jungen Hexlein mal einen tüchtigen Holzstoß an."

„Du redest sündlich", hatte Almut gescholten.

„Ich rede nicht. Die jungen Herrlein in Bremen nennen die Zierliche nur „Wullenhexlein". Na, ist ein Name so gut wie ein anderer."

Wie Lützelberger überrascht und etwas unsicher auf der Schwelle stehenblieb, kicherte es hinten in einer Ecke. Da riß er sich zusammen. Hatte keine Unruhe, wenn er in Sturm und Brandung stand, und ließ sich verwirren von dem bißchen Glanz?

Er ging quer durch den großen Raum in die dämmernde Ecke und fand das Wullenhexlein in einem tiefen Faulstuhl, der war mit roter Seide ausgeschlagen und hatte unter der Seide schwellende Kissen.

Wie ein behagliches Kätzchen lag die schlanke Gestalt darin.

„Wie der Thedingsbauer dastand! Als sei unser Speisegemach eine Drachenhöhle."

„Wer mit den Bauern lebt und selber Bauer ist, der muß sich erst in Herrenart schicken."

„Ach! Wie das klingt! Als wenn der Thedingsbauer nicht stolzer ist als der ganze Bremer Rat, die Herren Burgemeister nicht ausgenommen."

„Ich merke schon, Thilde Wullenbarg ist die Spottdrossel geblieben, die sie vor sieben Jahren schon war."

„Wer rechnet nach Jahren?" zürnte sie. „Willst du sagen, daß ich alt geworden bin? Sieben Jahre! Gestern war es oder höchstens ehegestern, als der Ludolf Lützelberger —" ihre Augen lachten ihn an.

„Was sprecht Ihr nicht weiter?"

„Hat es Sinn? Weißt du, was ich denk', brauch' ich es nicht zu sagen, weiß du es nicht — hat's Reden keinen Zweck."

„Es war Lenzzeit, und der junge Most gärte und schäumte Ihr seid jung geblieben, Jungfer Wullenbarg, ich bin ein Mann in Amt und Sorgen."

„Puh! Wie das klingt! Ja, wir haben es gehört, der Lützelberger, der sich jetzt Thedinga nennen läßt — aber für

mich bleibst du allzeit der Lützelberger — der ist Deichgräfe geworden! Einer, der gar kein Friesenbauer ist! Einer, der fremd in das Land kam! Du mußt gut pfeifen können, Ludolf Lützelberger, daß sie alle so brav danach tanzen."

„Sie wissen, daß mir das Land über alles Eigene geht. Daß ich feststehen kann auch im Sturm. Darum haben sie mir das große Vertrauen geschenkt."

Ein Blinzeln aus halb zugedrückten Augen! „Feststehen im Sturm! Das können wohl nicht viele von sich sagen. Aber stehst du auch fest in den weichen Lenzlüften?"

„Wie meint Ihr das?"

Sie sprang auf. „Der Vater kommt, ich hör' ihn schon auf der Treppe schnaufen. Ja, der ist dick geworden, und die Luft wird ihm knapp. Guten Abend, Herr Vater."

Der Kaufherr trat herein, daß die Estrichbretter dröhnten. Er war wirklich übermäßig stark, und seine Augen verschwanden zwischen den fleischigen roten Wangen. Doch seine vergnügte Laune, wenn er einen gutgedeckten Tisch sah, war die gleiche wie vor Jahren, und als er dem Thedingsbauern die Hand entgegenstreckte und ihn willkommen hieß, hätte man meinen sollen, er habe den besten Freund in das Haus bekommen.

Während die zwei Männer unter der Mahlzeit über ihre Sachen redeten, schwieg Thilde meistens, kaum daß sie einmal den Gast nötigte: „Das mußt du kosten, das ist des Vaters Lieblingsspeise."

Als aber die Schlüsseln und Teller fortgeräumt waren und zwei große Humpen und ein zierliches Goldbecherchen dafür auf dem weißen Laken standen und ein Diener — er war viel, viel feiner als der Gast — goldenen Rheinwein in die Humpen und das Becherchen füllte, bekam sie rote Wangen und ließ sich die Zunge nicht länger binden.

Weil der Vater es wünschte, nahm sie auch das Saiteninstrument von der Wand und sang zwei oder drei Lieder, von Liebe und Lenz und Scheiden und Meiden, wie sie das Jungvolk singt, wenn es bei Abend über das Land wandert.

Die Stimme war klein, doch Lützelberger hatte seit vielen Jahren keinen anderen Sang vernommen als das Dröhnen und Donnern der Friesenstimmen in der Kirche, das wie Orkan war, und ihm schien die Mädchenstimme fein und lieblich.

Wie er Thilde Wullenbarg so dasitzen sah in ihrem lichtblauen Kleidchen, im weichen Kerzenlicht wieder anzusehen wie ein Kind, heiter und harmlos, glaubte er nicht mehr an Jan Reimers Reden. Wenn doch jeder wußte, wie der log! Mochte sie einmal ein paar Küsse verschenken — — war das schlimm? Küßten die Buben und Mädchen in Butensiel sich nicht auch bei den Pfänderspielen im Winter und dem Tanz um die Sommersonnenwende? Junger Most will schäumen. Hatten die Mägdlein kein Blut in den Adern?

Sein Blick wurde immer wärmer, während er die Sängerin beobachtete, und sie spürte es unter den gesenkten Wimpern.

„Warum ist der Ohm nicht zum Essen gekommen?" fragte Wullenberg, als sie geendet.

„Er hat wieder die argen Schmerzen im Knie und mochte nicht die Stiege niedersteigen."

„So will ich einmal nach ihm sehen. Unterhalte den Gast derweilen, Kind."

„Der Herr Vater mag ohne Sorge sein, ich will dem Lützelberger die Zeit nicht lang werden lassen." Sie sagte es freundlich, doch die Augen, mit denen sie hinter dem dicken Manne hersah, die waren dunkel und voll Zorn."

„Was ist Euch?" fragte der Bauer.

„Oh, nichts weiter. Ich singe dir noch ein Lied, bis — bis der Vater wiederkehrt. Oder wollen wir uns am Brettspiel versuchen?"

„Das kenne ich nicht. Ich würde Euch langweilen."

„Warum nennst du mich heute immer „Ihr"? Damals sprachen wir anders miteinander."

„Ich spüre heute den großen Raum, der zwischen uns liegt, mehr als vordem."

„Aber es soll kein großer Raum zwischen uns sein! Kehr' nur nicht immer so den Bauern hervor und tu, als sei die Wullenbargstochter ein ganz ander Menschenkind. Laß uns einfach wieder frohe Menschen sein, wie wir es damals waren. Ach, die schönen Tage, die dort waren."

„Ihr langweilt Euch aber bald, und das Leben unter den Bauern und in der Rauheit auf der Marsch schien Euch erschreckend. Nur die Erinnerung verschönt jetzt, was vergangen ist."

„Damals hab' ich noch hineingelacht in das Leben. Jetzt weiß ich, wieviel Schmutz und Sünde drin ist."

„Wer hat Euch das gelehrt?"

Thilde stand auf und ging leise auf dem weichen Teppich — er war in Brabant gewebt — hin und her. Es war wie ein Gleiten, man sah kaum unter dem Saum des langen Gewandes einmal die winzigen seidenen Schuhspitzen vorschauen.

Und plötzlich blieb sie stehen mitten im Raum, warf mit jäher Bewegung beide Arme empor und schrie hell auf: „Ich mag nicht mehr leben! Ich will nicht mehr leben! Oh, wie ich dies ganze Leben hasse!"

Lützelberger erschrak. Was sollte das?

„Ihr haßt das Leben? Ihr? Die alles hat, was des Menschen Herz erfreut! Warum denn?"

„Hab' ich alles? Ja, hab' ich alles? Was weißt du denn davon, du selbstsicherer Mann, den kein Sturm schüttert. Du hast alles, du. Dein warmes Nest und dein Weib und deine Kinder — so viel Liebe, so viel Glück! Und ich — warum bin ich, die reiche Thilde Wullenbarg, noch immer ohne mein eigenes Nest? Weil mein Vater — dir sagt er, er geht zu dem kranken Bruder — ach, er geht zu seiner Herzliebsten, einem leichten Weib an der Stadtmauer, die sich bei Tage nicht in den Gassen sehen lassen darf. Da verbringt der Wullenbarg, der große Kaufherr, jetzt seine freien Stunden, dahin trägt er Gold und Schmuck und alles, was die — die —", sie schien kein Wort zu finden, das hart genug war, ihre Verachtung auszudrücken, „was die nur von ihm verlangt."

„Das solltet Ihr, seine Tochter, nicht wissen."

„Sollt' ich nicht? Ich weiß es aber. Es ist das Blut, Lützelberger, das heiße Wullenbargsche Blut. Und ich, — bin ich nicht meines Vaters Kind? Möcht' ich nicht auch ein Liebes in den Armen halten? Möcht ich nicht auch herzen und kosen?"

„Das sagt ein Mägdlein nicht!"

„Sagt es nicht! Sagt es nicht!" höhnte sie, warf sich wieder in den roten Seidenstuhl in der Ecke und weinte leise vor sich hin. „So ist es recht. Wenn man denkt, da ist ein Mensch, dem kannst du einmal zeigen, wie es ist und wie es um dein Leben steht, dann sagt der: „So was weiß eine Tochter nicht! So was sagt ein fein Mägdlein nicht." — Geh du fort. Du bist auch nicht anders als die andern, die über mich lachen und spotten."

Ihre Stimme hatte echten Klang. Thilde Wullenbarg glaubte sich selber jede Stimmung und jede Laune. Belog sie andere, so belog sie sich selber doch zuerst.

Aber was wußte der Friesenbauer davon! Was wußte der von Frauen! Almut war bis zum tiefsten Grunde klar und durchsichtig wie reines Wasser, die gab niemand Rätsel auf. Da hatte er nicht gelernt, solche Rätsel zu lösen.

Was sollte er tun? Leid tat sie ihm und zugleich übte sie den alten Reiz auf ihn aus, den Reiz eines unruhigen, wilden Kindes, das man nicht ernst nimmt, das man aber trösten möchte in seinen Kinderschmerzen.

Er ging dicht an sie heran, strich ihr das Haar und sagte ehrlich und herzlich: „Ich hab' dich doch nicht kränken wollen, du. Ich hab' ja auch nicht gewußt, daß es hier so stand. Das ist gewiß schwer zu tragen für dich. Dennoch solltest du darüber nicht soviel Not haben. Ein starker, gesunder Mann geht andre Wege, wie solch junges Ding sich denkt. Er wird sich auch wieder zurechtfinden und dich doppelt lieben." Und er litt es, und es war ihm nicht unlieb, als sie bei seinen Worten nach seiner Hand haschte und ihre feuchte Wange hineindrückte.

„Was für eine feste Hand du hast! Wie die halten kann und führen. Ach, warum bist du vor sieben Jahren nicht mitgegangen nach Bremen! Nun ist alles traurig und häßlich."

Da wußte er nichts zu sagen, denn da draußen zwischen den stillen Menschen, die allen Gefühlsworten ganz abhold waren, hatte er auch verlernt, schöne Worte zu formen. Hatte es nicht einmal daheim im Münsterlande sonderlich verstanden.

Das Mädchen riß sich jäh hoch. So schnell wie die Tränen gekommen waren, so schnell kam ein Lachen: „Ich bin garstig, ich weiß es. Solch seltener Gast! Und dem verderb' ich noch die Laune. Mußt schon verzeihen, dafür bist du ja einmal Pfarrer gewesen, wie? Und mußt mir helfen, ein paar Stunden froh zu sein und alle Not zu vergessen." — Sie stand abermals auf und ging zu einem der hohen Schränke, hinter deren Scheiben allerlei kostbares Gerät blitzte. Da heraus nahm sie zwei feine, kunstvoll geschliffene Gläser — es war das erstemal, daß Lützelberger solche sah, sie waren noch sehr selten — und eine Kanne, die war mit heißem süßen Südwein gefüllt.

„Komm, wir wollen uns an Gottes guter Gabe freuen. Kennst du den? Den bringen sie da her, wo die Sonne Griechenlands lacht. Da kocht ihre Wärme die Trauben, daß sie wie lauter Nektar werden, daß wir armen Menschen unter unserem Nebelhimmel auch einmal schmecken können, wie gut es andern gegönnt wird."

(Fortsetzung folgt.)

Der Gasmesser.

Von Peter Robinson.

Apparaten wird gemeinhin viel mehr Vertrauen geschenkt als Menschen. Man sage nicht, daß dies unerfreulich sei. Im Gegenteil. Denn dank der unermüdlichen Arbeit der Technik kann menschliche Tätigkeit immer mehr durch Apparate ersetzt werden, und je mehr diese Entwickelung sich fortsetzt, desto größer muß also auch der Schatz der Menschheit an Vertrauen werden. Ja, es läßt sich eine ferne Zeit denken, da in dem ganzen geschäftlichen Betrieb der Lebensverzweigungen — einen anderen wird man dann überhaupt nicht mehr haben wollen — jede Mißtrauensmöglichkeit ausgeschaltet ist. Das wird aber mal schön sein!

Neulich bin ich aber doch einmal mißtrauisch gegen einen Apparat gewesen. Das war der Gasmesser in der neuen Wohnung, die ich mir glücklich ertauscht hatte. Er sah genau so aus wie jener in der alten, wie ein Zwilling von ihm. Es ist aber anzunehmen, daß er eher ein Hundertling oder gar ein Tausendling war. Er hatte auch genau so viel zu bedienen: die gleiche Anzahl Beleuchtungsflammen, den gleichen Gasherd und dann noch einen Badeofen, einen Schnellsieder. Dieser aber sah etwas anders aus als der in der alten Wohnung, der „Non plus ultra" hieß. Sein Name war: Optimus. Beide Namen wollen ja schließlich das gleiche sagen, mein neuer Hauswirt aber behauptete, „Optimus" wäre viel besser als „Non plus ultra". „Optimus ist der allein wahre Badeofen," sagte er. Ich begriff zwar nicht recht, wie ein Badeofen wahr sein kann, aber was mein Hauswirt sagen wollte, war mir natürlich klar. Zu meiner großen Freude schien er auch recht zu haben. Die Besen des Zauberlehrlings, die dem unvorsichtigen jungen Manne das Wasser zum Bade trugen, konnten kaum besser arbeiten als Optimus. Ich war also überzeugt, daß er wirklich der beste Badeofen wäre. Zum Überfluß stand das auch noch auf einem Plakat zu lesen, das neben dem Badeofen angebracht war und das Nötige über seine Handhabung angab. Darauf hieß es auch: Optimus hat den billigsten Gasverbrauch. — Dieser Satz war mir angenehm zu lesen, wenn er auch stilistisch übel geraten war, denn ein Gasverbrauch an sich kann weder teuer noch billig sein. Aber was kümmerte mich das? Der Fabrikant des Optimus konnte gute Badeöfen bauen; das war viel wichtiger, als daß er gut deutsch konnte.

Etwas über einen Monat hatte ich in der neuen Wohnung gewohnt, da kam die erste Gasrechnung. Die Zahl erschlug mich beinahe, so furchtbar war sie. Und dabei war es eine Julirechnung, und noch höher war sie als eine Dezemberrechnung in der alten Wohnung. Aber dann fiel mir ein: natürlich — ich hatte ja versäumt, beim Einzug in die Wohnung den Stand des Gasmessers festzustellen. Das soll man aber tun; sonst wird einem angekreidet, was man selber noch gar nicht verbraucht hat. Doch nun war nichts mehr zu machen; ich bezahlte also die Julirechnung und tröstete mich: Das nächste Mal wird's besser sein! — Schmählich hatte ich mich getäuscht: es wurde noch schlimmer. Solch eine Gasrechnung, wie die vom August, hatte ich überhaupt noch nie gehabt; es war ja eine schändliche, eine wahnsinnige, eine Reparationsrechnung. Das konnte nicht stimmen. Es war weniger gekocht worden als sonst, denn im Sommer ißt man doch mehr kalt, und das Grogwasser, das man im Winter braucht, fällt auch fort. Licht war wenig gebrannt worden, und der Badeofen — nun: Optimus hatte doch den billigsten Gasverbrauch. Also mußte der Gasmesser an der ungeheuren Rechnung schuld sein. Er zeigte falsch, er war ungetreu, — eine Untersuchung mußte gegen ihn eingeleitet werden. Ich schrieb an die Gasanstalt und ersuchte um Prüfung des Gasmessers. Darauf kamen zwei Männer und holten den Apparat ab. Sie fluchten beträchtlich, als sie das schwere Ding die Treppe hinunter trugen. „Verdammte unnütze Scherereil" war das letzte, was ich hörte. Das erste, was ich hörte, als sie nach ein paar Tagen wiederkamen, war: „Schweinezucht!" Dann stellten sie den Gasmesser wieder auf und sagten: „Dem hat nie etwas gefehlt. Das bilden sich die Leute bloß immer ein, und wir haben dann die Arbeit. Die Badeöfen sind es, —die fressen so viel Gas." Damit gaben sie mir einen Brief von der Gasanstalt, in dem mir mitgeteilt wurde, daß der Gasmesser durchaus genau funktioniere. Eine Rechnung über fünf Mark lag dabei, — für die Prüfung.

Also Optimus war der Schuldige. Er war gar kein Optimus, nicht einmal ein Bonus, sondern ein Malus, am Ende sogar ein Pessimus. Aber was konnte ich da tun? Ich hätte jetzt gern, wie früher, einen „Non plus Ultra" gehabt, aber darauf hätte sich mein Hauswirt natürlich nicht eingelassen. Ihm konnte es nur recht sein, wenn der Badeofen möglichst teuer arbeitete; dann würde er am Ende weniger in Betrieb gesetzt und nicht so schnell abgenutzt. Ich mußte mich eben darein finden und meine Gasrechnungen zahlen wie meine Steuern, stumpfsinnig und ergeben.

Aber manchmal wird der Mensch aus seinem Stumpfsinn aufgerüttelt. Das geschah mir in diesem Falle, als ich einmal meinen Onkel Habakuk besuchte, und wir ganz zufällig auf Badeöfen zu sprechen kamen. Ja, damit hätte er Glück gehabt, sagte Onkel Habakuk! einen ganz vorzüglichen Badeofen hätte er, — trotz ausgiebigster Benutzung wäre die Gasrechnung noch nie über fünf Mark im Monat gestiegen.

„Nanu, was ist denn das für ein System?" fragte ich und wurde ordentlich neidisch.

„Ja, wie heißt der Ofen doch gleich? Einen lateinischen Namen hat er, — ja richtig: Optimus heißt er."

Ich lief sofort in Onkel Habakuks Badezimmer. Wahrhaftig, das war ein echter Optimus, ein Zwilling von dem meinen. Oder meinetwegen auch ein Zehnling. Aber an einen Hundertling oder Tausendling wollte ich nicht glauben; dazu schien mir die Optimus-Fabrik doch zu unzuverlässig zu sein. Denn hier war ein Apparat, der nach Onkel Habakuks Versicherung wirklich etwas Anständiges leistete; der meine aber fraß viel zu viel Gas, wie die Leute von der Gasanstalt gesagt hatten.

„Und du benutzt ihn wirklich jeden Tag?" erkundigte ich mich.

„Aber gewiß! Jeden Morgen wird er aufgedreht, und ganz voll muß die Wanne laufen. Und ganz heiß muß das Wasser sein, vierzig Grad Celsius, denn ich bade so heiß, wie es die Japaner tun, und weshalb sie so vortreffliche Nerven zu haben behaupten. Und trotz alledem habe ich nie mehr als fünf Mark im Monat bezahlt. Ja, der Mann, der den Optimus konstruiert hat, ist ein Wohltäter der Menschheit, wenn er auch zweifellos ein Feind der Gasanstalten sein muß." — —

Als ich an diesem Tage nach Hause kam, lag wieder eine Gasrechnung da. Ja, wo sollte das hinaus! Sollte ich denn nur für die Gasanstalt arbeiten, sollte ich mich um eines mangelhaften Optimus willen ruinieren? Nein, ich wollte es auch so gut haben wie mein Onkel Habakuk. Ich machte aus dem Adreßbuch einen „Vertreter der Optimus-Badeöfen" ausfindig und schrieb an ihn. Darauf kam ein Mann zu mir, der viele Schraubenschlüssel bei sich hatte, aber keine Streichhölzer, weshalb er sich eine Schachtel ausbat. Er besäte den Boden des Badezimmers mit abgebrannten Zündhölzchen, zündete den Optimus an, drehte ihn aus, zündete ihn wieder an, — und schließlich hatte er die ganze Wanne voll heißen Wassers laufen lassen, ohne daß er baden wollte. Das hätte ich ihm freilich auch nicht erlaubt.

Dann erklärte er: „Der Optimus ist in Ordnung. So muß er sein, und zu viel Gas verbraucht er auch nicht. Unsere Badeöfen haben bekanntlich den billigsten Gasverbraucht."

„Ich habe aber einen Optimus gesehen, der verbraucht viel weniger Gas."

„Das gibt's nicht, — ein Optimus arbeitet wie der andere. Dann muß bei Ihnen die Leitung kaputt sein, oder der Gasmesser zählt falsch." Damit ging der Mann.

So, also der Optimus war in Ordnung, genau so in Ordnung wie bei meinem Onkel Habakuk. Also mußte es doch am Gasmesser liegen, dessen Prüfung wohl recht oberflächlich vorgenommen worden war. Die Gasanstalt hatte sich eben keine Mühe gegeben. Aber die sollte sie zwingen; ich schrieb noch einmal. Darauf kam ein Herr zu mir, der sich als Inspektor der Gasanstalt vorstellte. Er sah sich meine ganze Gaseinrichtung an, zuckte die Achseln und erklärte: „Der Gasmesser ist in Ordnung, — es liegt an Ihrem Badeofen, wenn Sie meinen, zu viel Gas zu verbrauchen."

„Aber ich bitte Sie: es ist doch ein Optimus, — der sparsamste Familienbadeofen!"

„Sparsam? Pah, was der an Gas verzehrt!" Der Herr Inspektor sagte „verzehrt", — die Arbeiter damals hatten „fressen" gesagt. Es ist doch angenehm, mit einem gebildeten Manne zu tun zu haben. Aber überzeugen mußte ich den Inspektor doch. „Es kann nicht am Badeofen liegen. Ich kenne einen Herrn, der hat auch einen Optimus, genau den gleichen. Und jeden Morgen läßt er die Wanne ganz voll laufen, und vierzig Grad Celsius muß das Wasser haben, denn er badet so heiß, wie es die Japaner tun, weshalb sie so vortreffliche Nerven zu haben behaupten. Und trotzdem hat jener Herr noch nie mehr als fünf Mark im Monat zu bezahlen gehabt."

Der Herr Inspektor sah mich nachdenklich an. „Ja, das ist allerdings — — liegt der Herr auch in unserem Bezirk?" Er wollte natürlich sagen, ob die Wohnung des Herrn auch in dem Bezirk läge, aber das war ihm wohl zu umständlich; er sagte einfach: „Liegt der Herr auch in unserem Bezirk?"

„Wenn er schläft, gewiß," antwortete ich. Aber dieser durch ihn provozierte Witz prallte an dem Beamten ab. Er bat um die Adresse, notierte sie und empfahl sich mit der Versicherung, er werde sehen, was sich machen ließe.

*

Drei Tage später traf mich ein schwerer Schlag. Onkel Habakuk schrieb mir einen bösen Brief. Ein schlechter Mensch wäre ich, der niederträchtig spioniert hätte, ein gemeiner Hund, ein Denunziant, der hinterlistigen Verrat geübt hätte.

Denn was war geschehen? Ein Inspektor und zwei Arbeiter von der Gasanstalt waren bei Onkel Habakuk erschienen und hatten dringend verlangt, den Gasmesser anzuschauen. Sehr gründlich hatten sie ihn angeschaut, und dann hatte der Inspektor gesagt: der Gasmesser hätte schon seit langer, langer Zeit nicht richtig fuktioniert. Einen viel zu niedrigen Betrag hätte er immer angezeigt. Die Sache würde gründlich geprüft und die Differenz ermittelt werden. Und natürlich müßte alles nachgezahlt werden.

„Wer es hätt' gewußt!"

Von L. Schwenger-Cords.

Eine der prächtigsten Geschichten des geschichtenreichen, bunten, alten Köln ist die Geschichte von Jan und Griet.

Der Jan und die Griet waren Knecht und Magd beim Bauer im „Kümpcheshof", einem außerhalb der Stadt gelegenen Gehöft, nach dem heute noch eine von der schönen Ringstraßenanlage abzweigende Seitenstraße heißt. Der Jan „verguckte" sich in das dralle, muntere, niederrheinische Mädchen, das so kräftig bei der Arbeit zufassen konnte, und machte ihm den Vorschlag, seine Frau zu werden. Aber die Griet warf den blonden Krauskopf in den Nacken. Eine Knechtsfrau? — Nein, so sah sie das Leben denn doch nicht an! Wie war die Welt so weit und bunt voll schillernder, köstlicher Möglichkeiten! Und an einen Knecht sollte sie sich hängen, im dumpfen Stall und Mist sollte sie stecken bleiben, während draußen auf der breiten Lebensstraße die Wissenden, die Mächtigen einherzogen in voller Pracht und überlegener Lust! — Und sie ließ den armen Jan wissen, daß er zwar ein recht guter Junge und braver Knecht sei, daß sie ihm auch gute Kameradschaft halten wolle, daß sie sich aber, wenn sie sich schon einmal ins Ehejoch begebe, zum mindesten vom Joch der Dienstbarkeit frei zu machen gedenke. Und da der arme Jan weiter nichts hatte, als sein Knechtstum, und sein Beutel an Ersparnissen nur Lebensmut und Schaffenslust und das Vertrauen auf eine freiere Zukunft aufwies, — mußte er die Griet ihrem Stolz und ihrem Selbstbewußtsein lassen, das ihr gewiß schon mehr als einen ansehnlichen Freier gesichert hatte. Aber der Jan war ein treublütiger Junge, auf der erdschweren Scholle des Niederrheins gewachsen. Alle Fasern seines Wesens verlangten nach der Griet, und er ertrug die Abweisung nicht. Da warf er Hacke und Mistgabel hin und schlug sich zu einem der fremden Heere, mit denen der große Krieg Deutschland überschwemmte. Jan wurde ein Reiter unter dem spanischen Feldherrn Spinola. Wie schüttelte ihn das Kriegsschicksal! Von den Spaniern warf es ihn zu den Bayern, und der Jan focht, als sei er just für den Krieg gemacht, und focht sich empor von Stufe zu Stufe, bis zum bayerischen Generalleutnant. Da schickte der Kaiser ihn an der Spitze eines Heeres gegen Bernhard von Weimar, und er errang in der Schlacht bei Nördlingen solchen Ruhm, daß der Kaiser ihn zum Freiherrn und Feldmarschalleutnant erhob. Und zuguterletzt, als ob es ihm immer noch nicht genug wäre, wurde er gar General und Reichsgraf und Herr eines Landstrichs in Böhmen. So sehr hatte ihm der Schmerz um die Griet im Blut gewütet, daß er alles an Macht, Ehren und Reichtum errang, was einem Menschen, der nicht gerade König oder Kaiser wird, zu erringen möglich ist. Eine gräfliche Herrschaft in Böhmen, — wo es doch ein kleines Bauerngut, irgendwo in der weiten, fruchtbaren, niederrheinischen Flur auch schon getan hätte! — Aber das war der Schmerz, der sich austobte, die verratene Liebe, die sich nicht genug tun konnte, und die in ihrer nie sich genügenden Kraftauswirkung des eigentlichen Ziels zuletzt vergaß.

Als einer seiner Kriegszüge Jan von Werth einmal als siegreichen General nach Köln führte, ritt er auf prächtig gezäumtem Roß durch das wuchtige Eigelsteintor. Da saß in der Tornische, — wie es so der Stand der Marktweiber ist, — ein nicht zu junges Weiblein bei ihrem Apfelkram und briet in einer runden Pfanne, — es war zur Winterszeit, — süße, knusperige Kastanien. Und als sie von ihrem bescheidenen Werk zu dem großmächtigen General aufblickte, da erkannte sie unter dem federwallenden Reiterhut das Gesicht des Jan, des Knechts vom Kümpcheshof. Er aber erkannte unter dem bäuerlichen, gewürfelten Kopftuch das immer noch frische Gesicht der Griet. Und während er leicht sein Pferd anhielt, zögernd in einer fernen, weichen Erinnerung, rief er zu ihr hinunter im vertrauten Plattdeutsch: „Griet, wer et hätt' gedonn!"*) Da nickte sie zu ihm empor und sah ihn an wie einen schimmernden Traum: „Jan, wer et hätt' gewoßt!"**) kam es über ihre Lippen. — Der mächtige General von Werth starb kinderlos auf fremder, böhmischer Erde. Wer weiß, ob nicht doch sein letzter, heimatsehnsüchtiger Gedanke die Griet an ihrem Apfelkram war?

---

*) Gret, wer es getan hätte!
**) Jan, wer es gewußt hätte!



Bunte Chronik



*** Die Tragödie eines Erfinders.** A. J. Guiard, ein in England naturalisierter Franzose, wie der „Vorwärts" berichtet, der seit vielen Jahren an der Erfindung eines neuartigen Motors arbeitete, schied vor kurzem unter tragischen Umständen gemeinsam mit seiner Frau aus dem Leben. Da es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte, das englische Patentamt von dem Wert seiner Erfindung zu überzeugen, zertrümmerte er in einem Anfalle von Verzweiflung die Modelle, die er eigenhändig angefertigt hatte und steckte sodann sein Anwesen in Brand, nachdem er es vom Keller bis zum Giebel mit Petroleum getränkt hatte. Vorher erschoß er mit ihrer Einwilligung seine Frau. Dann stürzte er sich in die Flammen, die dank der getroffenen Vorkehrungen schnell aufloderten. Bei dem Motor Guiards, den die englische Behörde als nicht patentfähig bezeichnete, soll es sich um eine Erfindung handeln, die auf einem originellen Gedanken beruhte; aber Guiard besaß offenbar nicht die genügenden technischen Fähigkeiten, um ihn in einwandfreier Weise zu verwirklichen. In einem an seinen Rechtsanwalt gerichteten Schreiben erhob er gegen die Beamten des Patentamts den Vorwurf, daß sie seine Erfindung in böswilliger Weise unterdrückt hätten, um ihn zugrunde zu richten. Doch das war zweifellos nicht der Fall; denn aus den Akten ergibt sich, daß die Einwände, die gegen die Erfindung Guiards erhoben wurden, durchaus gerechtfertigt waren.

*

*** Auf der Suche nach 50 langhaarigen jungen Mädchen.** Die meisten jungen Amerikanerinnen haben bekanntlich ihr langes Haar dem Bubikopf geopfert. So kam es, daß vor kurzem in der amerikanischen Filmstadt Hellywood große Verlegenheit herrschte, indem Douglas Fairbanks zu einem neuen Film 50 junge Mädchen mit langem Haar brauchte. Es erwies sich unmöglich, diese herbeizuschaffen. Aber nach Verlauf von 14 Tagen war es endlich geglückt. Da die Mädchen aber nicht wußten, daß das Engagement auf Grund ihrer langen Haare geschehen war, so gingen drei von ihnen aus Freude über das Engagement hin und ließen ihre Haare kurz schneiden. So begann die Suche von neuem, und die Filmaufnahme mußte wieder eine Woche verschoben werden.

Lustige Rundschau



*** Druckfehler.** „. . . durch seine zahlreichen Werke hat der Komponist gezeigt, wie furchtbar er ist . . ."

*** Selbsterkenntnis.** Richter: Hat denn der Herr, als er an den Stammtisch trat, zu Ihnen direkt gesagt, daß Sie ein Esel wären? — Kläger: Ich wüßte sonst keinen, auf den sich das hätte beziehen können!

*

*** Seine Frage.** Sie nahmen gerührt von einander Abschied, denn sie waren verlobt und er sollte eine lange Geschäftsreise durch viele Länder antreten. Tränenüberströmt umschlang sie ihn und bat: „Mein Liebling, damit ich weiß, daß du mir immer treu bleibst, versprich mir, daß du mir aus jeder Stadt, die du besuchst, schreiben wirst." Er zog sie fester an sich und flüsterte: „Ada, liebst du mich wirklich so sehr? Sage mir das eine: Tust du diese Bitte aus Liebe oder — sammelst du Briefmarken?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.